



Abend -

Zeitung.

24.

Donnerstag, am 28. Januar 1830.

Dresden und Leipzig, in der Arnoldischen Buchhandlung.  
Verantw. Redacteur: C. G. Th. Winkler [Th. Hell.]

### Der Prinz in Emilia Galotti.

Einige unserer neueren Poeten — es sind sonst ganz hübsche Leute — können gar nicht recht dahinter kommen, was unsere Väter doch alles in den Lessing'schen Lust- und Trauerspielen, z. B. in Emilia Galotti, gefunden haben. Da ist kein Knecht Ruprecht oder schwarzer Mann (das heißt häufig genug: Schicksal) kein Pseudo-Calderonisches Metrum, keine knisternde Pechfackelflamme (d. h. hypermodernes Pathos) u. s. w., da ist — so meint man — nichts als der pure, klare Verstand, aber freilich von der allerverständigsten Sorte.

Wollte ich nun Alles niederschreiben, was sich dabei zu Lessing's hoher Ehre sagen läßt, so würde das ein großes Buch geben; ich will mich aber für's Erste begnügen, bloß auf Lessing's großes Talent im Charakterisiren und Individualisiren aufmerksam zu machen, und da ich mit Deutschen zu thun habe, so darf ich stets auf innige Achtung für ein solches Vermögen rechnen. Aber Lessing ist nicht bloß im Allgemeinen geschickt in der Charakteristik, ihn zeichnet auch ganz besonders die sicherste Raschheit in der Individualisirung aus und es läßt sich z. B. behaupten, daß er seinen Prinzen Hettore in Emilia Galotti in einem einzigen kurzen Monologe für Jeden, welcher denken will, bis in's Mark hinein geschildert hat. Schlagen wir nun auf Emilia Galotti, Akt 1, Sc. 1. Der Prinz sitzt an einem Arbeitstische mit Briefen

und anderen Scripturen. Er blättert ein wenig und sagt dann:

„Klagen, nichts als Klagen — Bittschriften, nichts als Bittschriften! — Die traurigen Geschäfte!“

Welche Worte aus einem fürstlichen Munde! Ist er nicht schon seit der frühesten Jugend auf gewöhnt worden, das große, heilige Amt des Fürsten in seinem ganzen Ernste zu betrachten? Kann es ihn denn noch wundern, daß seine Unterthanen, die ja eben an ihn gewiesen sind, sich mit Klagen und Bitten an ihn wenden? Und ist er denn nicht eben dazu da, zu hören, zu trösten, zu rathen, und, wenn es möglich ist, real zu helfen? Und ist es nicht gerade die wichtigste der von ihm zu erlernenden Künste, zu rechter Zeit Ja und zu rechter Zeit Nein zu sagen? Aber er selbst klagt ja auch und zwar über die traurigen Geschäfte! Sollte man nicht vermuthen, Seine Durchlaucht arbeitet überhaupt nicht gern? Man thut ihm wohl nicht Unrecht, wenn man ihn gänzlich arbeitscheu nennt. Mit dergleichen Leuten ist es aber in allen Verhältnissen schlimm bestellt, und selbst nur ein fauler Cantor und Subrector, ein fauler Stadtschreiber und Stadtrichter können schon die Ordnung eines ganzen Städtchens unterbrechen; aber ein fauler Fürst — — bei dem bloßen Klange des Wortes kommt uns ein Grauen an. Dieser Prinz ist aber nicht eigentlich faul, was man so im gewöhnlichen Leben faul nennt; er ist beweglich genug, er beschäftigt sich auch gleichsam naschend mit diesem

und jenem; nur die eigentlichen Geschäfte, die ihm wirklich obliegen, sein großartiger, von der Vorsehung ihm auferlegter Beruf, der freilich viel Anstrengung kostet, der macht ihn verdrießlich.

„Und man beneidet uns noch! Das glaub' ich; wenn wir Allen helfen könnten, dann wären wir zu beneiden.“

Das klingt ganz hübsch, deutet aber auf nichts hin als auf Schwäche. Was geht es ihn an, ob Thoren ihn beneiden? was kümmert ihn dergleichen leichtes Geschwätz? Eine ächt vornehme Natur — und die sollte doch einem Fürsten inne wohnen — nimmt von dergleichen Geklatsch gar keine Notiz, sondern ist nur bemüht, sich selbst und der höheren Idee zu genügen, was freilich mit einem bloßen weichlichen Seufzen: „Ja, wenn wir Allen helfen könnten,“ nicht abgemacht ist. Besser wäre es, sich zu erinnern, daß er allerdings sehr Vielen helfen kann und helfen soll; aber er scheint, wie leider so viele Menschen, bei dem Worte „Hülfe“ bloß an die Börse zu denken, die doch allein nie radical helfen kann, was nur vollständigem Willen und vollständiger Liebe gelingen mag.

Er findet dann beim Blättern in den Briefen die Unterschrift des Namens „Emilia Bruneschi“ und aeräth darüber außer sich. Zwar hat er von dieser Person nie etwas gehört, zwar fordert sie viel, sehr viel, aber sie heißt Emilia; — gewährt! Zuörderst möchte man ihn sogar tadeln, daß er erst nach der Unterschrift sieht, ob er liest, denn das deutet auf eine gewisse weibische Neugier, die dem Manne übel ansteht. Er verräth ferner nicht Liebe für Emilia Galotti, sondern (was er nach des Dichters Willen verrathen soll) sinnlich erhitzte Verliebtheit. Sollte aber bei den guten Einwohnern seines Fürstenthumes Guastalla die Sache ruchbar werden und die speculativen Köpfe auf den Gedanken kommen, ihre Töchter sämmtlich hinfort Emilia taufen zu lassen, so würden sie doch falsch speculirt haben, denn nach sechs Wochen etwa ist es mit aller Borgunst für diese vorbei, und es stehen vielleicht die Annen und Susannen, die Katharinen und Christinen in Gnaden. Jetzt aber stammt er noch für Emilien und der bloße Anblick dieses Namens macht es ihm unmöglich, weiter zu arbeiten. Er hat zwar eigentlich noch gar nicht gearbeitet, aber er saß doch wenigstens und las Briefe, und auch das kann er nun nicht mehr. Und dieß alles wurde in dem ersten Monologe sichtbar? Ganz gewiß, nur muß man nicht so lesen, wie etwa der

Prinz Hettore selbst zu lesen pflegt, sondern genau. Dann sehen die Umrisse seines ganzen Charakters vollständig vor uns, und nichts von Allem, was das Stück in seinem Fortgange über ihn mittheilt, kann uns befremden. Es ist sehr begreiflich, daß ihm der Gedanke an die verlassene Orsina höchst unangenehm ist, und da er schlechterdings keine unangenehmen Empfindungen haben will, so erbricht er nicht einmal ihr Billet. Ergögliches kann nicht darin stehen und das Unergögliche mag er nun einmal nicht erfahren. Daß sie seine grobe Vernachlässigung kränken werde, daß er durch sein ganzes Betragen die leidenschaftliche Frau noch um ihren Verstand bringen könne, daran denkt er nicht, weil er, wie gesagt, an nichts Trauriges denken mag. Eben so wenig befremdend ist sein Gespräch mit dem Maler, in dem er sich halbweg als Kunstkenner zeigt, und wenn man ehemals diese Scene nur als ein geistreiches hors d'oeuvre betrachtet hat, so irrte man sehr, denn bei tieferem Forschen erscheint sie als durchaus nothwendig. Ein so zersahrener Mensch wie er, würde, wenn ich mich so ausdrücken darf, ganz in sich selbst zerfallen und gleichsam zerbröckeln, wenn er nicht irgend etwas hätte, das ihm als Stütze diene. Dieß ist bei ihm die Liebe für die Kunst, ohne Zweifel keine ächte, sondern nur eine sinnliche, aber als solche bedeutend, aufgestützt durch leicht zu erwerbende mittelmäßige Kenntniß, blendende Schönrednerei und Phraseologie. Auch thut er sich etwas darauf zu Gute, für einen Beschützer der Künste zu gelten. Das ist er, nach seiner Art, wirklich, und wenn von der Wollust zur Grausamkeit kein großer Schritt ist, so ist doch der zur Kunstliebhaberei oder zur Kunstliebelei noch kürzer.

Meisterhaft ist ferner jener Schritt zur Grausamkeit hier gezeichnet. Er thut ihn nicht in seinem eigenen Namen, noch viel weniger mit seines Namens Unterschrift, das würde er schwerlich über sein weiches Herz bringen. So thut denn Marinelli diesen Schritt für ihn und bekommt dafür einen Verweis, aber auch das Geständniß, er erschrecke zwar nicht vor einem „kleinen, stillen Verbrechen“; dieses aber sey weder klein noch still. Hätte das Pulver nur nicht Geräusch gemacht, und wäre es nur möglich gewesen, die Kugel ganz leise in Apiani's Herz zu werfen, so hätte man doch das Aussehen vermieden; so aber muß Marinelli einen Verweis bekommen, denn es bedarf nunmehr einiger Anstrengung, um vor der Welt gänzlich unbefangen zu erscheinen.

Jenes Geständniß in Beziehung auf die lauten und leisen Verbrechen hat ehemals manche Kritiker strappirt, allein mit Unrecht, denn ein rascher, aber sehr bedeutender Meisterzug im ersten Akt deutet bereits diese Hinneigung zur Grausamkeit an, so bald sie zum Ziel der frevelnden Leidenschaft führen kann. Es ist des Prinzen gräßliches „recht gern“, als der Rath Camillo Rota von dem Todesurtheil spricht, das zu unterzeichnen sey. Zu keiner andern Zeit würde Hettore jenes Wort ausgesprochen haben, ja es würden sich tausend bessere Stunden gefunden haben, in denen er gern begnadigt hätte, so wie er überhaupt sämtliche Tugenden, die sich bequem auf dem Sopha üben lassen, ganz gern vollbringt. Was liegt ihm überhaupt an dem Blute dieses unbedeutenden armen Sünder's? Er hätte es ihm gern geschenkt, aber die ganze Sache kommt ihm zur Unzeit. Er hat jetzt wirkliche Geschäfte, er muß ja in die Kirche eilen, um dort der betenden Emilia die erste entscheidende Liebeserklärung zu thun. Nie aber ist ein von unreiner Leidenschaft gestachelter und dabei äußerlich mächtiger Mensch furchtbarer, als in solchen Augenblicken, wo hohe und schwere Pflichten ihn hemmen, und seine Zeit in Anspruch nehmen wollen. Und so ist sein „recht gern“ vollkommen begreiflich. Ein Federzug ist bald gemacht, und was daraus folgt, zu bedenken, hat er jetzt nicht Zeit, denn, wie gesagt, die Liebeserklärung kann nicht schnell genug erfolgen.

Bei so bewandten Umständen ist mir auch der Zorn des Prinzen gegen Marinelli am Schlusse des Stückes stets sehr verdächtig vorgekommen, und der Dichter hatte vollkommen Recht, ihn nicht tiefer zu zeichnen. Unwillig, traurig und verdrießlich ist Hettore allerdings, denn Alles hat sich ja gegen ihn verschworen und die schöne Emilia liegt todt vor ihm! Gegen wen soll er seinen Unmuth auslassen als gegen den Kammerherrn? Wie wird es aber weiter werden? Wird der Prinz sich einem ewigen Schmerze überlassen und zur Reue und Buße greifen? Das würde ihm unendlich langweilig seyn, und da er für alle seine Sünden nicht einmal Genuß gehabt hat, so kann er sich schwerlich überzeugen, daß er dennoch Buße zu thun habe. Meines Erachtens wird ihm die fatale, verwickelte Geschichte noch die nächsten vier Wochen beunruhigen und trüben, dann aber wird er ihrer auch ganz überdrüssig seyn, denn bei der Traurigkeit kommt wenig heraus. Er läßt Marinelli wieder kommen, der das auch gar nicht anders erwartet

hat, gibt ihm noch ein paar in wohlklingenden Worten abgefaßte Verweise und will endlich von der unangenehmen Historie durchaus nichts weiter vernehmen. Nunmehr ist alles Vergangene rein aus und er kann von neuem, um ein lustigeres Stück zu beginnen, die alten Fragen thun: „Was gibt es Neues?“ und „Geht denn gar nichts vor in der Stadt?“

Franz Horn.

### Schrecklicher Fall.

Wie trüb' gestaltet sich des Menschen Loos!  
Die Leiden dieser Zeit — sie sind so groß,  
So überschwänglich groß. Wohin ich schau',  
Nichts rosenfarb' — nur Alles grau in grau —  
Die Welt ist doch ein wahres Trauerhaus,  
D'rin lischet so leicht der Freude Lämpchen aus.  
Dieß Herz — es schlägt so rasch — so voll — so  
warm —

Und doch — doch ist's an Freuden, ach! so arm!  
Nichts will ich hoffen mehr — nichts wünschen —  
Lieben —

An nichts mehr hängen dieß gebeugte Herz —  
Die Freude ist zu kurz — zu lang der Schmerz.  
Ach! Mutter! nicht steht's an der Stirn geschrieben,  
Was vorgeht, waltet, woget, düstert, schreckt  
In jenem Reich, das eine Hand bedeckt —

„Kind! was hat zur Verzweiflung Dich getrieben?“  
Das fragst Du noch, Mutter! — war's nicht ein  
schrecklicher Fall,

Daß ich auf dem letzten Weihnacht-Ball —  
Und wie war ich gepußt — bin sitzen geblieben!!  
Richard Noos.

### Große Pelzzufuhren in Wien 1595.

Wenn in älteren Zeiten der russische Czar Geschenke machte, so bestanden sie nicht in Geld und Preziosen, sondern in Pelzwaaren. Das ansehnlichste Geschenk in der Art kam 1595 in Wien an. — Feodor Zwanowitsch sandte damals dem Kaiser Rudolph dem Zweiten 400,120 Zobel, 20,560 Marder, 120 schwarze Füchse, 337,000 Rothfüchse, 3000 Biber, 1000 Wolfsfelle und 74 Elennhäute. Der Werth dieser Sendung sollte jetzt kaum vergütet und die Zahl der Felle kaum aufgebracht werden.

\*r

### Auflösung des Logogryphs in Nr. 20. Heros, Gros.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Prag.

(Beschluß.)

Das Boronsky'sche Geschwisterpaar schien nicht bei vollem Gedächtniß zu seyn, zumal blieb die Frau Baronin von Matschew ein paarmal stecken und fing jede Rede mit einem „Nun“ an, was wohl schwerlich im Buche so oft vorkommen dürfte. Vor Zeiten würde man das „Nichtachtung des Publikums“ genannt haben; aber wer wird heut zu Tage einer jüngern Schauspielerin zumuthen, eine Rolle auswendig zu lernen, die nicht die Erste im Stücke ist. Hr. Polawsky charakterisirte den Lebon im zweiten Lustspiele ganz vortreflich. Nicht minder wahr und lebendig bewegten sich Dem. Friedr. Herbst (Amalie) und Hr. Moriz (Eduard) an seiner Seite, und das drollige Ganze ging recht gut zusammen.

Mad. Charlotte Birch-Pfeiffer hat uns mit einem neuen Produkte ihrer Muse beschenkt: „Fra Bartolomeo oder das Stifft zu Worms“, welches nicht minder mit theatralischer Wirksamkeit ausgestattet ist als ihr „Sammtschuh“, wenn sie sich gleich in diesem ernstern Stücke durch den Gang der Erzählung — nach welcher sie sichtlich arbeitete, obschon sie es nicht bekannt hat — zu mancher Unwahrscheinlichkeit verleiten lassen, der leicht auszuweichen wäre. Die Ausföhrung war in den meisten Theilen sehr lobenswerth zu nennen und fand so lebhaftere Anerkennung, daß Dem. Fr. Herbst und die Herren Moriz und Bayer schon in den Zwischen-Akten und nach einzelnen Szenen, am Schlusse aber vereint verlangt wurden. Was die recht anständige äußere Ausstattung betrifft, so ist zu rügen, daß der Knabe Joseph auf dem Bilde zehn bis 12 Jahre alt zu seyn scheint, was es denn doch gar zu unwahrscheinlich macht, daß er von seinen Familienverhältnissen nichts als seinen Taufnamen wissen solle.

Müllner's „Albaneserin“, dieses wunderbare Gewebe von Spitzfindigkeit und Unnatur, welches man gleichwohl nicht sehen kann, ohne die Kunst des Baues zu bewundern, wenn auch die meisten Gestalten, personifizierte Ideen, aller menschlichen Wahrheit entbehren, von welcher nur in dem Wahnsinnigen ein kleiner Rest zurückgeblieben — ist nach längerer Ruhe wieder über unsere Breiter gegangen, und Dem. Nina Herbst, die ihre Kräfte an der Titelrolle versuchte, hat viel Gutes geleistet, nur wäre eine edlere Haltung, und weniger heftiges Geberdenspiel zu wünschen gewesen. Diese Albaneserin mit ihren widernatürlichen Geföhlen kann nur durch außerordentliche Feinheit und Adel der äußern Gestaltung mit jenen in etwas versöhnen, röhren nimal. — Herr Moriz kann den Enrico unter seine besten tragischen Rollen zählen, und riß, zumal in einigen der elegischen Stellen, zum Mitgeföhl hin, das in diesem complicirten dramatischen Gebäude selten erregt wird. Die kräftigen Stellen erregten den Enthusiasmus des Publikums und er wurde wiederholt gerufen; am Schlusse erschien er mit Dem. Herbst und Hrn. Bayer (König Basil), der seine undankbare und schwierige Aufgabe, diesem schwachsinrigen Könige einiges Interesse zu geben, in den ersten Acten mit ziemlichem Erfolge löste. Ein anderer Hauptschmuck wäre ihm zu wünschen gewesen, denn diese Chevelure könnte er eben so gut im Lustspiele oder der Posse brauchen, und sie sagt seinen starken Zügen nicht zu. — Hr. Ernst (Fernando) war im 5ten Akte recht brav, seine erste Erscheinung aber

ganz verfehlt. — Mad. Binder machte aus dem Leontio — der einen Mann zu fordern scheint, und überhaupt kein Page seyn sollte — alles, was eine Dame daraus schaffen kann, und die Herren Dietrich (Carmastro) und Bolze (an welchen Hr. Polawsky die Rolle des Benvoglio abgegeben (?) hatte) wirkten nach ihren besten Kräften mit, doch sah Letzterer in dem fremden schwarzen Faltenkleide und Hermelinkragen gar zu possierlich für das Trauerspiel aus.

Die Gastrollen der Mad. Kaimund vom k. k. privil. Theater an der Wien (die Fee aus Frankreich, steinerne Jungfrau, Netti in der Sylphide, Fispers in Gispers und Fispers und Agathe in Staberl als Freischütz,) bewiesen aufs Neue, daß man in dem Genre der Parodie und Posse noch mehr als in einem andern Fache eine bedeutende Stufe der Vollkommenheit erreicht haben muß, um auf Kunstreisen Glück zu machen; die übrige kann weder in Bezug auf die Kasse noch den Beifall glänzend genannt werden, wozu auch beigetragen haben mag, daß ein Paar der Stücke, in welchen sie erschien, nichts weniger als unter die beliebten Poffen gehören.

Herr Feistmantel gab zu seinem Benefice den alten „Dor, der Wanderer aus dem Wasserreiche“, welcher ganz mißfiel. Ueberhaupt ist dieser Schauspieler, der mit so vielem Rechte unter die ersten Lieblinge des Publikums gezählt wird, seit ein paar Jahren nicht glücklich in der Wahl der Stücke, die er seinen Gästen vorführt.

Holtei's „Lenore“ und Hrn. Klein von Weimar, welcher den „Johann von Paris“ gab, habe ich nicht sehen können und muß meinen Bericht über Beide bis zur Wiederholung des Ersten und die ferneren Leistungen des Andern — welcher nach jener Gastrolle an gestellt wurde — versparen.

Bericht aus Berlin.

Am Schlusse des Jahres 1829.

Deffne dich, du stille Klausel!  
Der Berliner (Correspondent) geht nach Hause.  
Klausel, Hause? Die Worte packen Sie mit Geierkrallen,  
Sie wöhnen, ich sey müde, hienieden zu wallen,  
Und wolle vielleicht, wie ein milchsüchtiger Pinsel  
Von der egoistischen Krämer-Insel,  
Wo die Leute nach Procenten weinen oder lachen,  
Mit einem bare bodkin mein quietus machen;  
Mais non, verehrter Herr, das ist gar nicht le cas.  
Mir gefällt es unter'm Mond, ich bleibe noch länger da,  
Leben will ich, so lang' es erlaubt die Decenz,  
Doch entsag' ich für immer der Journal-Correspondenz. —  
Nehmen Sie, ich bitte, die Sache ja nicht kranz,  
Denn erstens kommt dabei nicht viel heraus,  
Zweitens aber haben Sie an meinem Entschlusse gar keinen Theil,  
Ich fast' ihn nur zu meinem zeitlichen und ewigen Heil.  
Sie sind ein Mann comme il faut,  
Wären nur alle Redacteurs so!  
Mit Ihnen wünscht' ich ewig in Verbindung zu bleiben,  
Doch zu undankbar ist es, Berichte zu schreiben,  
Und der muß noch geboren werden,  
Der es Allen recht macht auf Erden!  
(Die Fortsetzung folgt.)